

Über den Wolken Markus Müller über Stagnation in Afrika, Märkte, einen Nachrichtenbaum und Kunsthandwerk mit praktischer Anwendung

Afrika – trotz Rückschritten ein faszinierender Kontinent

Kenia, jetzt Simbabwe. Viel ändern wird sich leider kaum. Eigentlich liebe ich Afrika und die anspruchsvolle Fliegerei unter heisser Sonne. Johannesburg, Kapstadt, Harare, Kinshasa, Brazzaville, Libreville, Malabo, Douala, Yaoundé, Lomé, Lagos, Accra, Abidjan, Banjul, Dakar, Nairobi und Daressalam haben wir mit Swissair angefliegen. Geblieben sind gerade noch Nairobi, Daressalam und Johannesburg. Neben dem Streichkonzert durch Mutter Lufthansa hat es auch mit der fehlenden Entwicklung Afrikas zu tun. Früher war die Fahrt vom Flugplatz ins Hotel über Naturpisten zwar noch abenteuerlicher. Die Koffer wurden auf das Dach des Kleinbusses geladen. Heute sind die Strassen geteert, die Löcher aber nicht weniger. Die Koffer werden in den Anhänger geladen, es fährt aber ein Aufpasser mit, damit er nicht unterwegs geklaut wird. Hütten, Verkaufsstände und Restaurants am Strassenrand sehen immer noch gleich aus: beleuchtet mit einer nackten Glühbirne, lärmige Generatoren und umgeben von vielen Leuten. Etwas ist anders. In den meisten Ständen hat es TV und Computer, und jeder hat ein Mobiltelefon. Das hat seinen Preis. Beim Verlassen des Terminals bettelt die Kinderschar nicht mehr wie früher um Kugelschreiber oder Toilettenartikel, sondern um Geld.

Thorn Tree Cafe

Vor Jahren war das zum Stanley Hotel gehörende Café mitten in Nairobi ein beliebter Treffpunkt auch für Flight-Crews, um einen Kaffee oder ein Tusker (Biermarke) zu trinken. Die riesige Akazie, die dem Café den Namen gab, unterhielt einen dabei stundenlang. Es war die Mailbox Afrikas, als es weder Internet noch mobile Telefone gab. Am riesigen Stamm waren Hunderte Zettel befestigt, mit denen auf Monate hinaus Termine



Die UNO hat ein paar Tausend Holzpenisse bestellt – als Anschauungs- und Übungsmaterial.

Bild Markus Müller

abgemacht, Safaris koordiniert und Geschäftstreffen fixiert wurden. Entsprechend illuster waren die Gäste. Einigen sah man die Entbehrungen der langen Fahrt von Nordafrika durch die Wüsten an, andere waren in Safari-montur, und wieder andere wickelten lokale oder internationale Geschäfte ab. Erfreute oder enttäuschte Gesich-

ter nach der Konsultation des dicken Baumstamms. Vor dem Lokal nur noch durch Rost zusammengehaltene Fahrzeuge, Landrover im Safarilook oder voll gepackte Motorräder mit europäischen Nummernschildern. Im Innern Gästebilder der englischen Königsfamilie, von Hemingway, Elisabeth Huxley, Churchill und Roosevelt. Das erste

Hotel Nairobis wurde 1902, drei Jahre nach dem Bau der Eisenbahnlinie vom Meer her, eröffnet und war Ursprung der heutigen Millionenstadt. Der Nai-vasha Acacia Thorn Tree wurde 1959 gepflanzt. Mit dem Internet und der mobilen Telefonie verschwanden die Zettel, der Baum musste gefällt werden. Der Reiz ist weg, denn Geschäftsleute und Touristen mit iPad gibt es überall, ebenso wie beutesuchende afrikanische «Schönheiten». Die Markthallen um die Ecke sind geblieben. Es riecht noch gleich, die Preise sind immer noch verhandelbar.

Meine erste Landung in Westafrika war Lomé in den Achtzigerjahren. Frauen mit umgeschnallten Babys, riesigen Bündeln mit Stoffen und Landwirtschaftsprodukten, gackern den Hühnern oder auch einmal einer Ziege am Strick bevölkerten die offene Ankunfts- und Abflughalle mit entsprechenden Gerüchen. Internationale Sicherheitsvorschriften lassen das nicht mehr zu. Der Beobachtung, dass hie und da Beamte bei der Gepäckkontrolle gebannt und pflichtbewusst in schwarz bleibende Bildschirme starren oder Freunde daran vorbeiführen, wirken Airlines mit eigenen Sicherheitsleuten entgegen, welche das Handgepäck durchsuchen und die Pässe fotografieren. Letzteres gegen das kurze Gedächtnis von Passagieren, die nach der Landung in Zürich plötzlich nicht mehr wissen, welche Staatsangehörigkeit sie haben und ihre Pässe im Flugzeug unauffindbar verloren haben. Sonst sind die Marktplätze unverändert geblieben und machen den Charme Afrikas aus. Erst dort habe ich als schlechter Französischschüler diese Sprache gelernt. Stundenlanges diskutieren, den Preis herunterhandeln und dann den erwartungsvollen Augen der einig gewordenen Marktfrauen nicht widerstehen können, so hat sich mein Haus zu einem richtigen afrikanischen Kunst-

museum entwickelt, und es standen Früchtetage auf dem Speisezettel zu Hause.

Plastikschalen mit Coop-Code

Mary, unsere lokale Verantwortlichen in Accra, hatte ich mit einem defekten Flugzeug, tobenden Passagieren, verderblicher Fracht und bockiger Fluggesellschaft mit der in Afrika noch anerkannten Autorität eines Flugkapitäns tatkräftig unterstützt und in ihren Augen den Job gerettet. Sie drückte ihre «lebenslange» Dankbarkeit mit einer Kiste Ananas aus, die sie mir vor jedem Abflug ins Cockpit brachte. Davon hatten wir ein paar Hundert im Frachtraum, meine fehlte wohl einfach. Einmal bestand sie auf einem Karton voller Plastikschalen mit Ananasschnitzen, angeschrieben mit Coop, Strichcode und 4.95 Franken. Die mit einfachsten Mitteln hergestellten afrikanischen Holzfiguren, oft Geschichte, Gebräuche oder Voodoo-rituale darstellend, faszinieren. Ein fast zum Freund gewordener Künstler erwartete mich am angekündigten Ankunftstag jeweils in Accra mit den neusten Schöpfungen. Einmal hatten er und seine Kollegen keine Zeit. Sie schnitzten wie verrückt Holzpenisse. Kein Sexshop war der Auftraggeber, sondern die UNO hatte ein paar Tausend Stück als Anschauungs- und Übungsmaterial bestellt für eine afrikanische Aufklärungskampagne gegen Aids. Einer davon steht etwas verschämt bei mir im Hintergrund.



Markus Müller
Linienpilot und Kantonsrat

Nachbarschaft – am besten mit Abstand

Der deutsche Soziologe

Sebastian Kurtenbach erklärt, warum eine geteilte Vorliebe für Bioprodukte Nähe unter Nachbarn schafft und warum es durchaus sinnvoll sein kann, seinen Nachbarn nicht in die Küche einzuladen.

VON JULIA STEPHAN

Sebastian Kurtenbach, Sie sind zu Forschungszwecken für drei Monate in eine riesige Hochhaussiedlung in Köln-Chorweiler gezogen, die als sozialer Brennpunkt gilt. Wie haben Sie Nachbarschaft dort erlebt? Sebastian Kurtenbach: Auf dem Flur haben sich die neun Parteien jeweils freundlich gegrüsst. Doch darüber hinaus empfand ich das Leben als sehr anonym. Die wenigen Bewohner, die über den Flur hinaus mit anderen bekannt waren, hatten entweder Kinder, waren miteinander verwandt, oder sie hatten denselben Migrationshintergrund.

Erhöht das Zusammenleben auf engem Raum das Konfliktpotenzial? Kurtenbach: Nicht unbedingt. Denn man hat als Bewohner einer solchen Siedlung gar nicht so viele Konfliktanlässe wie ein Einfamilienhausbesitzer. Der kann einen Ast, der in den Nachbargarten hängt, schon als Kriegserklärung empfinden. In grossen Wohnsiedlungen ist man mehr darauf konzen-

triert, sich sein eigenes Nest zu bauen. Die soziale Distanz ist sehr gross. Deshalb gibt's aber nicht zwingend mehr direkte Konflikte. Denn für einen solchen muss man beim Nachbarn klopfen und sich beschweren. So etwas habe ich relativ selten beobachtet. Der Wunsch nach Abgrenzung war in vielen Fällen höher als die Konfliktbereitschaft.

Mein Eindruck ist: je mehr finanzielle Absicherung, desto weniger Kontakt zum Nachbarn. Entspricht das Ihren Erfahrungswerten? Kurtenbach: Eine funktionierende Nachbarschaft ist kein Armutsphänomen. In Köln-Chorweiler bin ich allein-erziehenden Frauen begegnet, die niemanden kannten ausser ihre Familienangehörigen. Sie haben die Anonymität bewusst gesucht und wollten mit ihren Nachbarn nichts zu tun haben. Andererseits findet in den Altbauquartieren Berlin-Kreuzbergs, wo viele Gut-situierte leben, auch trotz des Geldes sehr viel Austausch statt.

Was genau lässt Quartiere enger zusammenrücken? Kurtenbach: Ähnliche Vorstellungen vom Leben sind wichtig. In Kreuzberg identifiziert man sich mit seinem Nachbarn, weil der auch nur Bioprodukte isst, im Einfamilienhausquartier haben alle Kinder. Diese soziale Homogenität begünstigt den Austausch.

Heisst das überspitzt gesagt, dass wir längerfristig nur noch Stadtteile kennen, in denen Menschen mit gemeinsamen Interessen leben? Kurtenbach: In einigen Genossenschaften werden solche Entwicklungen

bereits heute schon gesteuert. Zudem konzentriert sich sozialer Wohnungsbau in deutschen Grossstädten häufig auf nur wenige Stadtteile. Dass Menschen tendenziell gerne in die Nähe ihrer Verwandten ziehen, verstärkt eine solche Entwicklung. Was relativ neu ist, ist das Phänomen der digitalen Nachbarschaft, vor allem in grösseren Städten. Über Apps wie Nextdoor kann ich heute im Internet nachschauen, wer in meiner Umgebung mit mir die gleichen Interessen teilt und wo ich mir am besten einen Hammer ausleihen kann. Und auch über lokale Facebookgruppen tauscht man sich viel aus.



In Wohnsiedlungen, wie hier in Bern, konzentrieren sich die Menschen darauf, ein eigenes Nest zu bauen.

Bild Key

Gleiche Interessen also schaffen Nähe. Was noch? Kurtenbach: Notsituationen! Bei Hochwasser oder Sturm zeigt sich: Wenn es drauf ankommt, schliesst man sich zusammen. Aus dem gegenseitigen Vertrauen entstehen sogar Freundschaften.

Gibt es gute Gründe dafür, warum man mit Nachbarn oft nicht über mehr redet als über das Wetter? Kurtenbach: Es geht um die Wahrung sozialer Distanz. Eine hervorragende Studie über Nachbarschaft aus dem Jahr 1954 erklärt deren Vorteile auf

amüsante Weise. Darin melden sich Hausfrauen eines Dortmunder Arbeiterquartiers zu Wort. Die sagen Dinge wie: «Es bringt nichts, den Nachbarn in deine Küche einzuladen, damit der dann in deinen Kochtopf schaut.» So etwas gebe nur Ärger.

Was ist nun besser fürs Klima: Nähe oder Distanz? Kurtenbach: Viele haben die Vorstellung, dass viel nachbarschaftlicher Kontakt sofort gute Nachbarschaft bedeutet. Das trifft aber längst nicht für alle zu. Manche Leute fühlen sich in der Distanz sehr wohl und wollen Nachbarschaft nicht als soziale Verpflichtung erleben.

In der Schweiz muss man sich beim Ausleihen eines Rasenmähers mindestens mit einer Flasche Rotwein revanchieren. Gibt es international Unterschiede beim nachbarschaftlichen Miteinander? Kurtenbach: Ungeachtet regionaler Unterschiede nimmt die Lockerheit über die Wohndauer zu. In Detroit, wo ich geforscht habe, würde man das mit dem Rasenmäher wahrscheinlich lockerer sehen. In einem Township in Namibia läuft es nochmals ganz anders. Dort herrscht in Bezug auf Gegenstände eine grosse Solidarität. Dinge, die man besitzt, werden ähnlich wie Daten in einer Cloud der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt. Irgendwann kommen die Gegenstände einfach wieder zu einem zurück.

Der Soziologe Sebastian Kurtenbach (30) hat eine Dissertation über das Leben in herausfordernden Wohngebieten geschrieben.